

Christina Niem / Thomas Schneider

„GRENZEN UND DIFFERENZEN“

Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen.

35. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde
in Dresden vom 25. bis 28. September 2005

Die Wahl des Kongreßthemas erwies sich in zweierlei Hinsicht als glücklich: zum einen knüpfte man an Diskussionen im Fach an, die bereits auf dem vorangegangenen Kongreß in Berlin geführt worden waren, zum anderen trug die Wahl der besonderen geographischen Lage des Tagungsortes Dresden Rechnung, worauf der DGV-Vorsitzende Thomas Hengartner in seinem Begrüßungswort hinwies. Als moderne, kritisch-reflexive Ethnographie wolle die Volkskunde auf diesem Kongreß einen Beitrag zur Analyse des gesellschaftlichen Daseins leisten, und der Begriff der Grenze solle dabei als Leitmotiv für die Erklärung und das Verstehen gegenwärtiger politischer und gesellschaftlicher Transformationsprozesse aufgefaßt werden. Als Mitveranstalter zeichnete das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (ISGV) verantwortlich, dessen volkskundliche Mitarbeiter unter der Leitung von Johannes Moser die Last der Organisation zu tragen hatten. In den Räumlichkeiten der Technischen Universität sowie des Deutschen Hygiene-Museums trafen sich etwa 470 Kongreßteilnehmer, um in vier Tagen rund 60 Vorträge zu hören und zu diskutieren.

In seinem Eröffnungsvortrag richtete Karl Braun den Blick auf „Grenzziehungen im imaginären Raum – Konstitution von Kultur“. Ausgehend von zwei Fallbeispielen entwickelte Braun den Gedanken, daß Kultur als ein System der Grenzsetzung im imaginären Raum verstanden werden kann. In Anlehnung an die britische Sozialanthropologin Mary Douglas führte Braun aus, daß Veränderungen im ökonomischen System nach Anpassung und Veränderung des Symbolsystems verlangen und damit Grenzverschiebungen im imaginären Raum bewirken. In beschleunigten Gesellschaften gehen beständige soziale Umgruppierungen vor sich und sorgen für laufende Grenzände-



Prof. Thomas Hengartner

rungen und symbolische Neuordnungen. In der symbolischen Grenze und ihren Änderungen komme der Konstruktcharakter von Kultur deutlich zum Ausdruck. Unter Rekurs auf Ferdinand de Saussures Unterscheidung von *langue* / *parole* und Ludwig Wittgensteins Auffassung, daß die Bedeutung eines Wortes durch seinen Gebrauch in der Sprache konstituiert wird, daß Wortverwendung also Handeln darstellt, schlug der Referent den Bogen zur Performanz von Kultur. Diese Performanz muß im gesamten System vernetzt sein, sie muß einer gewissen Regelmäßigkeit folgen, um verständlich zu werden. Sozialer Wandel wiederum drückt sich in der Verschiebung der Regelmäßigkeit der performativen Handlungen aus. Wirklichkeit – so Braun – ist eine Konstruktion der symbolischen Struktur im imaginären Raum, ohne deshalb jedoch fiktiv zu sein. Dieses „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“, wie Clifford Geertz – einem Gedanken Max Webers folgend – Kultur auffaßt, zu verstehen, heißt nach der Bedeutung und nach seiner Regelmäßigkeit zu suchen. Die Muster dieses Bedeutungsgewebes, seine Struktur (Textur) werden von den Grenzen im imaginären Raum von Gesellschaften gebildet, sie schaffen Realität. Ihre Verschiebung ist gleichbedeutend mit dem „weiter-spinnen“ an diesem Gewebe, bedeutet jenes „making of culture“, das Geertz in seinem Klassiker „Thick Description“ anspricht.

In drei übergreifende Felder hatten die Veranstalter das Programm untergliedert: „Räumliches“, „Soziales“ und „Wissensordnungen“. Der erste Themenkomplex behandelte Fragen nach dem Leben in Grenzräumen, nach der Dynamik von Grenzen und Grenzziehungen, nach Zwischen-Räumen oder nach dem Verhältnis von Raum und Kultur sowie dem Machtaspekt von Grenzziehungen, während im zweiten den gesellschaftlichen und kulturellen Distinktionen, den Kategorien von Differenz, den Prozessen gesellschaftlicher Differenzierung, der sozialen Hegemonie sowie den symbolischen Ordnungen nachzugehen war. „Wissensordnungen“ schließlich sollten verknüpft werden mit Inhalten wie disziplinären Grenzziehungen und wissenschaftlichen Fachidentitäten, Paradigmenwechseln oder „Turns“, die Bildung wissenschaftlicher Schulen sowie Zeit- und Epochengrenzen, die durch Deutung entstehen und somit Struktur und Ordnung schaffen. Eine deutliche Mehrheit der Vorträge, dies bereits vorweggenommen, beschäftigte sich mit dem räumlichen Aspekt von Grenzen.

Das Plenum am Montag eröffnete Henk Driessen mit einem Überblick über anthropologische Arbeiten zu Grenzen aus den vergangenen zwei Jahrzehnten. „Borders wet and dry“ standen dabei im Mittelpunkt: Hafenstädte sowie das Mittelmeer als Grenze zwischen Europa und Afrika. Dabei kam sicher manchem die aktuelle Problematik der spanischen Exklaven Melilla und Ceuta in Nordafrika in den Sinn, die derzeit Ziel afrikanischer Armutsflüchtlinge sind. In der Diskussion wurde darauf abgehoben, daß die kulturanthro-

pologische Forschung sich stärker auf Zonen und Areale denn auf scharf voneinander abgegrenzte Gebiete konzentrieren sollte.

Im Spannungsfeld von harten, territorialen Grenzen und imaginären Räumen stand die von Reinhard Johler moderierte Sektion „Leben in Grenzregionen“. Am Beispiel dreier Orte aus dem bayerisch-tschechisch-sächsischen Dreiländereck verglich Katharina Eisch die unterschiedlichen Erfahrungswelten, die durch die Dynamik von Systemerhalt und Systembruch und damit verbunden durch Grenzziehung und -öffnung geprägt wurden. Grenzveränderungen können kaum extremer sein als die in der untersuchten Region: ehemals erstarrte, tote Grenzen verschwanden oder wichen einer „kommunikativen Kultur der Grenze“, freilich ohne alle Differenzen – nicht allein in sprachlicher Hinsicht, sondern vor allem bezüglich der verschiedenen Erfahrungshorizonte – einebnen zu können. Diskurslinien, Erinnerungen und Verdrängungen in einem fundamental gewandelten Grenzraum beleuchtete Elisabeth Schober am Beispiel der jeweiligen Minderheit (slowenisch- bzw. deutschsprachig) an der Grenze zwischen Slowenien und Österreich. Dem medial inszenierten Entgrenzungs- und Affirmationsdiskurs im Rahmen des slowenischen EU-Beitritts stehen dabei die schmerzvollen Erfahrungen aus der Zeit der alten Grenzen entgegen, die auf Grund fehlender Aufarbeitung bei den Betroffenen Resignation hervorrufen, aber gleichermaßen als Konfliktpotential identifiziert werden. Daß Erinnerungen und deren Weitergabe geschlechtsspezifisch geprägt sind, wurde einmal mehr in der Diskussion herausgestrichen: die befragten Frauen thematisierten tendenziell persönliche Lebensumstände, Männer argumentierten tendenziell politisch. Über die Situation von „undocumented migrants“ in Wien handelte der Beitrag Katerina Kratzmanns, in welchem die Referentin in differenzierter Weise Faktoren der In- und Exklusion diskutierte und dadurch die Veränderungen im Grenzraum „Illegalität“ transparent machte. Die Dichotomie von Innen und Außen endet keineswegs mit der erfolgreichen Überwindung der EU-Außengrenze und bleibt für die MigrantInnen Quelle von Problemen und Identitätskrisen.

Eine gewagte Konstellation hatten sich die Organisatoren des Kongresses für die Sektion über „Grenzen und Raum“ überlegt, in der zwei Referate dasselbe Thema beleuchteten, nämlich Deiche als Grenze zwischen Land und Meer. Die Gegenüberstellung der jeweils eigenen Deutungsansätze vermittelte tatsächlich so etwas wie eine multiperspektivische Betrachtungsweise und ließ sehr gut die Vorzüge und Begrenzungen der unterschiedlichen Erklärungsangebote erkennen. Norbert Fischer argumentierte in seinem geschichtlichen Überblick über den Deichbau an der Nordseeküste vor allem sozial- und wirtschaftshistorisch. Er führte aus, daß der Mensch mit der Anlage von Warften den Küstenraum für sich eigentlich siedlungstechnisch erschlossen hatte, dann aber aus Gründen der Gewinnmaximierung in der Landwirtschaft zum Deichbau übergegangen sei, der gewissermaßen ein so-

zio-ökonomisches Statussymbol markiere. Bernd Rieken verwies dagegen auf ökologische Gegebenheiten bei den im Mittelalter einsetzenden Deichbauaktivitäten und versuchte eine sozialpsychologische Beschreibung der Küstenbevölkerung im Umgang mit dem Leben spendenden und Tod bringenden Meer zu geben. In der Diskussion wurden die offensichtlichen Differenzen zwischen den beiden Referenten zwar nicht weiter vertieft, aber ihre engagiert vorgetragenen Beiträge boten dem Publikum doch einen tiefen Einblick in die skizzierte Materie.



Gut besuchte Sektionsvorträge

Die von Konrad Vanja geleitete Sektion behandelte die „Ethnisierung von Grenzen“. Petr Lozoviuk sprach über das Thema „Ethnische Indifferenz im heutigen Ostmitteleuropa“. Anhand zweier Beispiele zeigte der Vortrag Tendenzen und Prozesse der „Erfindung der Ethnie“ auf und als deren ersten Schritt die sprachliche Vereinheitlichung. Die Entscheidung über Standard-sprache oder Dialekt ist nicht linguistisch, sondern in erster Linie politisch-ideologisch begründet. Der Referent wandte sich zudem gegen die These, daß die Erfindung neuer Nationen in Ostmitteleuropa ein Erbe des realen Sozialismus bzw. dessen Zusammenbruchs sei. In der Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, ob Ethnisierung ein Oberflächenphänomen ökonomischer Marginalisierung darstelle. Róbert Keményfi referierte zum Thema „Konstituierung ethnischer Räume, ethnischer Grenzen“. Der Mythos vom un-

garischen nationalen Raum und der ethnischen Grenzen“. Sein Vortrag wies nachdrücklich auf das Gefahrenpotential von Nationalitätenkarten hin, welche dem Mythos des ethnischen Raumes die Aura der Naturwissenschaftlichkeit verliehen. Christian Glass sprach zur „Bedeutung des Einwandererbildes Stefan Jägers für das Selbstverständnis der Banater Schwaben“. Sein knappes Referat analysierte die Funktion jenes berühmten Triptychons aus dem Jahr 1906 als Ikone donauschwäbischer Identität, welche auf dem völkischen Kolonisationsmythos gründete, der noch bis in die 1970er Jahre wirksam war. In der anschließenden Diskussion wies Bernd Tschofen auf Parallelen hin, welche zwischen dem Mythos der magyrischen Landnahme und dem donauschwäbischen Kolonisationsmythos erkennbar sind. Petr Lozoviuk warnte vor den Gefahren angewandter ethnographischer Forschung.

Impulse im Hinblick auf eine spezifisch kulturanthropologische Analyse der Europäisierung von Migrations- und Grenzpolitiken der EU-Staaten boten Sabine Hess, Ramona Lenz und Regina Römhild im Panel „Konturen des europäischen Grenzregimes“. Eine kulturtheoretische Perspektive wählten Organisatoren und Vortragende des Panels über „Erfahrung und Praxis europäischer Grenzräume“, in das Brigitta Schmidt-Lauber einführte. An den Beispielen der deutsch-dänischen Grenze (Silke Göttisch), der Grenze zwischen der EU und der Westukraine (Victoria Hryaban) sowie grenzüberschreitender Wohlstandsregionen um den Bodensee (Bernhard Tschofen) wurden Differenzen und Kohärenzen herausgearbeitet. Über Annäherung und Distanz zwischen den Nachbarn in der Region Oberrhein handelten die Beiträge von Heinz Schmitt und Max Matter. Den Veränderungen der jüdischen Identität seit der Französischen Revolution ging Freddy Raphael nach. In den Grenzbereichen sozialer und räumlicher Kategorien bewegten sich die Beiträge der Sektion „Transnationale Netzwerke“, in welcher Gertrud Hüwelmeier über transnationale Schwesternschaften referierte und Brigitte Bönisch-Brednich über die lange Schwellenphase von Neuseeland-Immigranten sprach. Ulf Vierke zeigte das Zusammenspiel von globaler, ökonomischer Orientierung und lokaler Identität am Beispiel der Glasregion Gablonz.

Die Sektion „Grenzziehungen im Sozialisationsprozeß“ lenkte den Blick auf den Themenkomplex „Soziales“. Laura Wehr berichtete über soziale Zeitpraktiken von Kindern; in Interviews mit Schulkindern verschiedenen Alters erforschte sie die Zeitkompetenz von Kindern, das Aushandeln von Zeitgrenzen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Kontrollverlust hier und Autonomiegewinn dort. Das Verhandeln von Grenzen stand auch im Mittelpunkt des Vortrags von Elisabeth Timm. Sie nahm das Beispiel eines rigiden Kleidungsverbots an einer österreichischen Schule und die öffentlichen Debatten darüber zum Anlaß, über die Grenzziehung offen zur Schau gestellter Sexualität (Bauchfreimode) und Gewaltverherrlichung (Slogans auf der Kleidung) in der Gesellschaft zu reflektieren. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stehen

nicht allein Grenzziehungen im Hinblick auf Sexualität, Jugendmode und -kultur, sondern diese Kontroversen sind ebenso als Teil der aktuellen Diskussionen um das Bildungssystem aufzufassen. Christine Schönebeck behandelte die Kindheit als Grenz- und Schonungsraum. Als Quellen für ihre Analyse der Gestalt dieser Grenze zwischen Unmündigkeit und Mündigkeit dienten ihr u.a. Erbauungsbücher für Neukonfirmierte, in denen der Weg aus dem „Ländchen der Kindheit“ in die mündige Welt der Erwachsenen gewiesen wird. Die Sektionsleiterin Regina Bendix führte die Diskussion über soziale Grenzziehungen und die Verhandlung von Grenzen als alltagskulturelle Elemente zusammen.

Die von Marita Metz-Becker moderierte Sektion „Selbst- und Fremdbilder“ eröffnete Gudrun Schwibbe mit ihrem Vortrag „Wir sind Gefangene, jeder auf seine Weise.‘ Erfahrungen von Anderssein im Umfeld des Linksterrorismus der 70er Jahre in der BRD“. Das spannende Referat, welches Zwischenergebnisse eines größeren Projektes erstmalig präsentierte, bot eine feingesponnene Analyse der vielfältigen Grenzziehungen, wie sie im Prozeß der sich wechselseitig bedingenden Selbst- und Fremdzuschreibungen zwischen Angehörigen der verschiedenen linksterroristischen Gruppierungen und den Repräsentanten des Staates existierten. Das äußerst dichte, mitunter beklemmende Bild, das die Referentin entwarf, zeigte überdies die Grenzverschiebungen, etwa wenn die Isolationshaft durch Zusammenlegung in Kleingruppen abgelöst wurde, in welchen jedoch der Druck auf die Individuen noch zunahm. Der Vortrag löste eine der lebhaftesten Diskussionen auf dem gesamten Kongreß aus. Von Machtfragen handelte auch der Beitrag von Gertraud Koch, welcher den Inklusions- und Exklusionsmechanismen der sogenannten „Wissensgesellschaft“ nachging. Als Quintessenz der Ausführungen ließ sich die Gewißheit festhalten, daß die Ökonomisierung des Bildungsbereichs bei weitem noch nicht an ihre Grenzen gestoßen ist; wir befinden uns hier eher im Anfangsstadium. Grenzverschiebungen zwischen Eigen und Fremd im Zusammenhang mit Denationalisierungsprozessen und synchron ablaufenden neuen nationalen Symbolisierungen thematisierte das Referat von Irene Götz.

Klaus Schriewer moderierte die Sektion „Alltagsweltliche Grenzziehungen“. Monika Götzö referierte darüber, „Wie Transformationsprozesse in Ungarn alte Grenzen auflösen und neue Differenzen prägen“. Am Beispiel der ungarischen Kleinstadt Heves zeigte die Referentin die tiefgreifenden Veränderungen der sozialen, kulturellen und ökonomischen Ordnungen, wobei sie drei Ebenen fokussierte: die Ebene der Familie, die ethnischen Grenzziehungen zwischen Ungarn und Roma sowie die lokalen Grenzziehungen. Dabei wurde deutlich, daß die aktuellen sozialen und kulturellen Grenzziehungen bereits auf die sozio-ökonomische Dynamik der 1980er Jahre zurückgeführt werden können. Anstatt des Beitrags von Barbara Krug-Richter, deren Vor-

trag über die frühneuzeitliche Familie und die Konflikte eines engen räumlichen Miteinanders ins Plenum verlegt worden war, referierte Anette Barth zum Thema „Ostdeutsche als Fremde vom anderen Stern? – Zum Verhältnis von Fremdem und Eigenem im Bericht westdeutscher Reisender“. Dieser Vortrag war ursprünglich für die Magistersektion vorgesehen, kam jedoch auf Grund von Programmumstellungen in diese Sektion. Ob es dennoch nötig war, die Referentin vor der gesamten Zuhörerschaft zu examinieren und dabei wortreich auf eigene einschlägige Forschungsarbeiten zu verweisen, darf bezweifelt werden. Die so verflossene Zeit fehlte dem letzten Referenten, Michael Kauppert, der „Von einer Differenzierung der Lebensverhältnisse zu einer Transformation von Lebenswelten“ referierte. Der Vortrag litt stark unter der Zeitknappheit, und als anschließend die Diskussion mit einem ironischen Dank für „die Wiederholung der Thesen von Alfred Schütz auf Proseminarniveau“ eröffnet wurde, war die Grenze zur Unhöflichkeit deutlich überschritten.

Herrschaftliche Grenzen, ihre Stabilisierung und Destabilisierung standen im Mittelpunkt der von Daniel Drascek geleiteten Sektion, die heterogene Beiträge vereinigte. Alexandra Schwell beleuchtete anschaulich die scharfe Wohlstandsgrenze zwischen Polen und Deutschland. Mit ihrer Feldforschung über den schwierigen Kulturkontakt zwischen polnischen und deutschen Grenzschützern war sie nah an den Menschen, die diese politische Grenze überwachen. Menschenschmuggel, Fluchhilfe und ihre Bedeutung für die Grenzbevölkerung in drei Zeitschnitten behandelte der Vortrag von Jonas Pfau. Von dem uns noch nahen 20. Jahrhundert weg führte Michaela Fenske; sie richtete den Blick – ausgehend von aktuellen Folterskandalen – auf Diskurse über berechnete (*potestas*) und nichtberechnete Gewalt (*violentia*), deren Kenntnis zum Verstehen zeitgenössischer Auseinandersetzungen über Gewalt als Bestandteil des Herrschaftssystems aufschlußreich sein kann.

Die Panels „Biomedizin“ sowie „Informations- und Kommunikationstechnik“ lassen sich unter der Rubrik „Wissensordnungen“ subsumieren. Dabei profitierte das erstgenannte Panel offensichtlich von den intensiven Vorbereitungen und Absprachen zwischen den Beteiligten. Die Einführung in das Thema hatte Eberhard Wolff übernommen, die Diskussionsleitung und die Zusammenführung der Ergebnisse lagen bei Michael Simon. Cornelia Brink, die eine Fallstudie über einen Psychiatrieskandal und den folgenden Diskurs Ende der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre erarbeitet hatte, zog dem Begriff der Grenze den der Schwelle vor. Patienten übertraten bei der Einweisung in ein psychiatrisches Krankenhaus eine Schwelle. Im öffentlichen Diskurs über die Psychiatrie wurde „boundary work“ geleistet, verschiedene Arten von Wissen kämpften um Anerkennung: die Grenze zwischen Experten- und Laienwissen wurde verhandelt, Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit, Normalität und Abweichung dabei verschoben und zugleich neu aufgebaut. Eine gesetzte Grenze ist der biologische Tod, während der soziale Tod eine

verschiebbare ist. Der Frage, warum das so ist, ging Nicholas Eschenbruch nach, indem er eine Feldforschung als „ethnographierender Hilfspfleger“ in einem stationären Hospiz durchführte. Hospizarbeit interpretierte Eschenbruch als eine Annäherung der Grenze zwischen sozialem und biologischem Tod; „Grenze“ dient ihm als heuristisches Instrument einer solchen Analyse. Im Zentrum der Vorträge des Biomedizin-Panels stand der Mensch, der mit den von außen an ihn herangetragenen Grenzen autonom umgeht. War es im Fall der Hospizinsassen ein Selbstverständnis, das den sozialen Tod mit der Aufrechterhaltung alltäglicher Normalität hinausschob, so kamen auch im folgenden Vortrag Ambivalenzen zum Ausdruck. Anhand von Ergebnissen eines Projektes zur gegenwärtigen Religiosität zeigte Dagmar Hänel Grenzbereiche zwischen Medizin und Glaube auf. Gibt es Wunderheilungen auf Pilgerreisen nach Lourdes? Wundersame Heilungen kranker Wallfahrer werden von einer Kommission, bestehend aus Ärzten und Theologen, begutachtet, in der die unterschiedlichen Konzepte, die Grenzen zwischen den Systemen Religion und Medizin ausgelotet werden. Die Wallfahrer selbst bewegen sich zwischen den Positionen: Eine aufklärerisch geprägte Skepsis gegenüber Wundern schließt nicht aus, daß Lourdeswasser zur Selbstheilung angewendet wird. Mit den Statements der Vortragenden gelang eine gute Überleitung zur Diskussion des Themas Medikalkultur, in welchem in der Vergangenheit Grenzen und Übergänge zwischen „Schul- und „Volksmedizin“ zwar nie ganz geleugnet, aber doch nicht wirklich fokussiert worden sind. Die angeregte Abschlußdiskussion drehte sich meist um das Gesamtthema und verlor sich nicht in Detailfragen. Ein gelungenes Panel, das auch die gute Entscheidung einer Integration dieser Präsentationsform neben Plenum und Sektion seit dem Berliner Kongreß im Jahr 2003 unterstreicht.

Von Klaus Schönberger gut eingeführt und geleitet wurde auch das Panel „Online / Offline“ zu Themen der neuen Informations- und Kommunikationstechnik. Das Panel litt allerdings eklatant unter Zeitmangel: Erstens wurde durch ein Mißverständnis die Diskussion im vorher stattfindenden Plenarvortrag nicht rechtzeitig beendet, zweitens gab es mit vier Vorträgen unseres Erachtens einen zuviel. Wie bei diesem Thema nicht anders zu erwarten, waren die Beiträge medial gut unterstützt; insbesondere der französischsprachige Vortrag von Patrick Schmoll über Grenzen im informatisierten Krieg profitierte von deutschen Untertiteln via Power Point. Schmoll analysierte in Anlehnung an Umberto Ecos Modell des Paléo-Krieges und des Neo-Krieges den Prozeß der Transformation sowie der Entgrenzung aus mediologischer Perspektive. Die neuen Medien spielen bei der Aufweichung und Verschiebung hergebrachter Grenzen eine wichtige Rolle. Die Definitionsmacht innerhalb der Online-Enzyklopädie Wikipedia, Strategien und Taktiken der Konsensfindung stellte Anneke Wolf dar. Weblogs, auch einfach nur Blogs genannt, sind Online-Journale, die sich durch häufige Aktualisierung und viele Verlinkungen

auszeichnen. Die Gesamtheit aller Weblogs bildet die Blogosphäre. Beatrice Tobler analysierte dieses Phänomen in ihrem Vortrag als Katalysator aktueller Themen. Ohne dies explizit zu sagen, lieferte sie eine Quellenkritik der Textsorte Weblog, auf die aufbauend man sich dieser Quelle alltagskultureller Äußerungen bedienen und mit ihr arbeiten könnte – zum Beispiel im Sinne von Albrecht Lehmanns Bewußtseinsanalyse. Ebenso wie Tobler zielte auch Katharina Kinder bei ihrer Zusammenführung von Spieltheorie und Virtualität auf die immer wieder beschworene Grenze zwischen Real Life und Virtual Life ab, eine Dichotomie, die auch Klaus Schönberger in seinem Kommentar in Frage stellte.

Das Plenum am Dienstag eröffnete Rolf Lindners Vortrag zum Thema „Das Leben ist transdisziplinär“, in welchem er Fragen nach Grenzziehungen zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen und der fachlichen Identitätsfindung nachging. Durch Fachgrenzen werden Wissenschaftsterritorien abgesteckt, und selbst Interdisziplinarität bestätigt diese Grenzen auf paradoxe Weise. Über Fachidentität zu verfügen bedeutet eine *conditio sine qua non*, nicht zuletzt im Zeichen der Marktorientierung der Universitäten dient Identität doch auch der Positionierung und wirkt somit als Marketinginstrument. Daraus entsteht eine schizophrene Situation: schränkt das Bestandsdenken einerseits die intellektuelle Neugier ein, so verschaffen andererseits Grenzen kreativen Gelehrten die Gelegenheit, durch Grenzüberschreitungen ihre Kreativität unter Beweis zu stellen. Fachnamen schaffen Wahrheiten, und Lindner warf einmal mehr die Frage auf, ob mit Blick auf die vier Namen des Faches noch eine gemeinsame Identität auszumachen sei. Trotz vorhandener Differenzen läßt sich eine hinlänglich große Schnittmenge feststellen, um die Frage zu bejahen: alle Richtungen des Faches betrachten Kultur als alltägliche Praxis, alle nähern sich dem Leben, „wie es wirklich gelebt wird“, und diese Zugangsweise bedingt die Überschreitung von Fachgrenzen. Die anschließenden Wortmeldungen waren von breitem Konsens getragen.

Vom Moderator augenzwinkernd scherzhaft als „Stammesbruder“ begrüßt, sprach anschließend der Ethnologe Bernhard Streck zum Thema „Wie wahr eine Kultur ihr Gesicht? Über die Grenze zwischen Zeigen und Verbergen“. Der durch Folien (von einer Hilfskraft jeweils auf Zuruf auf den Overhead-Projektor gelegt, wie herrlich antiquiert ...) unterstützte Vortrag gab über Prämissen eines laufenden Forschungsprojekts Auskunft. Ethnologie sei die Wissenschaft vom Plural, sie befasse sich nicht mit Kultur sondern mit Kulturen, und analog dazu kenne sie keine Wahrheit, sondern eben Wahrheiten. Diese Positionsbestimmung leitete zum eigentlichen Thema über. Auf der ethnologischen Rhetorikforschung fußend, nach welcher der Imponierwunsch als wesentliches *Movens* der interpersonellen Kommunikation aufgefaßt wird, zeigt sich der duale Aspekt der Rhetorik, den Friedrich Nietzsches Diktum „Jedes Wort ist eine Maske“ ausdrückt. Diese Regel der interpersonellen

Kommunikation läßt sich auf die interkulturelle Kommunikation übertragen, womit die Doppelbödigkeit kultureller Äußerungen angesprochen ist: sie zeigen und verbergen gleichermaßen und verweisen damit sowohl auf die (gezeigte) Schauseite als auch auf die (verborgene) Rückseite von Kultur. Die „Nachtseite“ der Kultur entzieht sich zwar rationalen, wissenschaftlichen Kategorien, gleichwohl existiert sie. Kulturanalyse muß sowohl den Schleier erkennen und ernst nehmen, als auch das Verschleierte beachten. Hohe Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang dem Begriff des Prestiges zu, nach Mario Erdheim definiert als „vorbildliches Verhalten“, auf dessen Darstellung die jeweiligen Prestigegruppen größten Wert legen (und somit sich selbst und anderen etwas vormachen). Ästhetik fungiert als Überwältigung, und diese „Blendung“ beabsichtigt nicht zuletzt die „Aus-Blendung“ der verborgenen Kultur. Somit läßt sich Kultur als „Verblendungszusammenhang“ auffassen, dessen Komplementärteil seine dunkle, verborgene Seite ist. Museen machen diese Problematik deutlich. Im Zuge der kulturellen Kanonisierung werden bestimmte Ikonen zuungunsten anderer herausgegriffen. Jene werden nicht vorgezeigt, sie bleiben „ausgeblendet“. Gezeigte / gemeisterte Kultur und verborgene / erlittene Kultur gehören keinem gemeinsamen Kategoriensystem an, sie sind die zwei grundverschiedenen Seiten der einen Medaille – Plural also, trotz des scheinbaren Singulars. Dem hochanregenden Vortrag folgte eine für Plenarvorträge eher untypisch lebhaft Diskussions.

Die Forschungssektion, von Walter Leimgruber moderiert, bot zwei anstatt der vier avisierten Vorträge. Thomas Overdick präsentierte ein Ausstellungsprojekt zur Lagerwirtschaft in einem Hamburger Versandhaus, das zusammen mit zwei Fotografen realisiert worden war. Der Referent grenzte seinen Ansatz dezidiert vom so bezeichneten „klassischen Dokumentarismus“ ab und plädierte für eine „explizit visualistische Fotografie“. Vom „ethno-graphic turn“ war die Rede und von einer „Sichtbarmachung der visuellen Welt“ mit dem Ziel, neue Perspektiven auf das Vertraute zu gewinnen. Die Vorgehensweise brachte anspruchsvolle Ergebnisse: die Bilder erschlossen dem Betrachter die unterkühlte Ästhetik des fotografierten Hängeförderers. Daß in dieser monumentalen Anlage Menschen in den Arbeitsprozeß eingespannt sind, war eher beiläufig zu erfahren, obwohl „das individuelle und gruppenspezifische Erleben der Anlage“ als ein explizites Projektziel definiert war. Guido Fackler stellte sein laufendes (Habil-)Forschungsprojekt vor, welches sich „Technische[n] Innovationen als Grenzen: Schifffahrts-Kanäle und kultur-räumliche Transformationsprozesse“ widmet. Kanäle als kulturelle Durchdringung des Raums wirken als polyvalente, symbolisch aufgeladene Grenzen, so das Fazit des Referenten. Diese Sicht teilten nicht alle Sektionsbesucher, wie sich in der Diskussion zeigte. Kanäle seien in erster Linie als verbindendes Phänomen zu betrachten, so lautete die Gegenthese.

In der Magistersektion trugen insgesamt vier Referierende (Jens Wiet-schorke, Kristina Skåden, Anna Verena Münch und Sophie Elpers) – statt der ursprünglich vorgesehenen fünf – zentrale Ergebnisse aus ihren Magisterarbeiten vor. Trotz dieser personellen Verknappung war die Zeit immer noch gut ausgefüllt, und es blieb nicht allzu viel Raum für eine Diskussion, schon gar nicht für eine themenübergreifende. Dies wäre auch nur schwer möglich gewesen, zu disparat waren die Themen. Auch wenn die Referierenden insgesamt recht eng an der Themenstellung ihrer Magisterarbeiten blieben und die Ausrichtung der Vorträge auf das Kongreßthema nicht immer deutlich wurde, so war die Sektion insgesamt doch gelungen: die methodische und thematische Anlage der Einzelprojekte sowie die Plastizität der Darstellung konnten überzeugen.

Der dritte Tag des Kongresses klang mit einem öffentlichen Abendvortrag von Johannes Moser im Hygiene-Museum und einem Empfang im Palais des Großen Gartens aus. Beide Orte repräsentieren viel von jener „schönen“ Stadt, über die es im Abendvortrag ging: auf der einen Seite das barocke Dresden, in dem seit jeher mit Traditionen repräsentiert wird, auf der anderen Seite die fortschrittliche Stadt, aus der etwa am Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Hygienebewegung frühe Antworten auf die Herausforderungen der Moderne stammen. An verschiedenen Beispielen erläuterte der Vortragende, daß das Bild und die Wahrnehmung von Dresden über viele historische Brüche hinweg erstaunliche Kontinuitäten aufweisen, die sich offensichtlich nur mit der Macht des Raumes erklären lassen. Solche Überlegungen sind zwar für unser Fach nicht neu, waren aber in den vergangenen Jahrzehnten eher tabuisiert. Der Rückgriff von Johannes Moser an dieser Stelle könnte ein guter Auftakt für neuerliche Diskussionen zu dieser Problematik sein.

„Migrant-discourse“ oder „border-talk“ nannte die kroatische Ethnologin Jasna Čapo-Žmegač die sozialen, kulturellen und politischen Vergleiche, die Transmigranten permanent zwischen ihren verschiedenen Lebenswelten im transnationalen Raum ziehen und damit mentale Grenzen errichten. Die Referentin fokussierte zum einen die Migration aus ökonomischen Gründen, zum anderen die Abschiebung, also die erzwungene Migration. Das Thema wird unsere Disziplin weiterhin beschäftigen: neue ethnische Minderheiten entwickeln sich in den europäischen Nationalstaaten, hybride Identitäten bilden sich aus. Nachfragen aus dem Plenum konzentrierten sich auf die zweite und dritte Generation der Migranten, auf deren Binnensicht, auf mentale Grenzen sowie auf Stadt-Land-Unterschiede.

Im Schlußvortrag forderte Elisabeth Katschnig-Fasch dazu auf, die sozialen Grenzregimes der gegenwärtigen Gesellschaft mit den Instrumenten unserer Disziplin zu untersuchen, um die Auswirkungen auf das Alltagsleben zu erkennen. In welcher Gesellschaft leben wir? lautete ihre Fragestellung. In einer kalten, neoliberal geprägten, so könnte die einfache Antwort sein; na-

türlich fiel sie differenzierter aus. Die Referentin kommunizierte melancholisch eine realistische Einschätzung und Analyse gegenwärtiger gesellschaftlicher Ausgrenzungsmechanismen.

Der Dresdener Kongreß kann auf inhaltlicher Ebene als ertragreiche Veranstaltung resümiert werden, weil er dazu beitrug, den Blick auf die Grenzproblematik zu schärfen sowie Möglichkeiten als auch Beschränkungen des Analyse-Instruments Grenze aufzuzeigen. Zudem wurde deutlich, daß sowohl mit Blick auf die Veränderungen in Südosteuropa als auch auf die Entwicklungen unserer eigenen Gesellschaft Grenzen und Differenzen in Zukunft wichtige Forschungsfelder für das Fach bleiben werden. Weniger einhellig fällt die Einschätzung der Kongreß-Struktur aus. Während etwa die thematisch kompakten Panels einen sehr positiven Eindruck hinterließen, wurde dieser von der Zeitplanung relativiert: auf Grund der örtlichen Gegebenheiten erwiesen sich die geplanten Pausen als deutlich zu kurz. Eine etwas unglückliche Entscheidung stellte die Terminierung der Kommissionssitzungen dar, die alle zeitgleich stattfanden, so daß engagierten Mitgliedern, deren Interesse mehr als einer Kommission galt, die Qual der Wahl zugemutet wurde. Dennoch wird der 35. Volkskunde-Kongreß in Dresden in guter Erinnerung bleiben, was sowohl mit den fachlichen Anregungen zusammenhängt als auch mit den hervorragenden Leistungen des Organisationsteams des ISGV, dem zum Schluß dieses Berichts Dank abzustatten ist.*